

Gastland

(Wie mit Taubenflügeln)

(Kurzgeschichte)

Die Thomas-Münzer-Schule, in der ich lernte, war ein Gymnasium. Der Schulhof wurde von Eichen beschattet, so dass wir nach Herzenslust rennen und herumspringen konnten. Die Schule lag unmittelbar am Fuße der alten Burg Giebichenstein, die über eintausend Jahre alt ist. Auch die Saale war nicht weit, über die sich eine gewölbte Brücke schwang und die immer von gleichbleibend tiefgrüner Farbe war. Auf dem jenseitigen Ufer lag ein roter Ahornwald, der sich in jedem Herbst wieder im goldenen Sonnenlicht darbot. Meine Klasse, die 7b, befand sich in der ersten Etage. Immer, wenn wir zum Spielen nach draußen gingen, blieb ich noch ein paar Minuten allein zurück, um diesen wunderschönen Anblick zu genießen.

Eines Morgens machte plötzlich in der Jahrgangsstufe 7 ein Gerücht die Runde: auf dem Marktplatz würde ein vietnamesisches Mädchen betteln. Diese Nachricht war verheerend, denn im ganzen Jahrgang war ich die einzige Vietnamesin. Ich war in dieser Stadt geboren und hier aufgewachsen. Ich wusste genau, dass es nach wie vor ein paar wenige Vietnamesen gab, die Diebstahl in den Supermärkten begingen. Aber Betteln, niemals! Es dauerte nicht lange, am Mittwoch Morgen wurde diese Geschichte zur hot story aufgeblasen. Irgendjemand hatte die Bettlerin so beschrieben, dass sie mir bis aufs Haar glich. Als wir nach draußen gingen, raunten mir Vivien und Johanna ins Ohr:

„Mai! Hast du die Gerüchte gehört?“

„Diese Geschichte geht mich nichts an. In unserer Stadt leben viele Vietnamesen, keineswegs nur ich. Die Hälfte aller Asiaten sind Vietnamesen. Alle haben schwarze Augen, alle haben runde Gesichter. Lasst sie reden, irgendwann langweilt es sie.“

Tatsächlich verlief die Sache allmählich im Sande, und man hörte nicht mehr davon. In der Schule wurden andere Themen besprochen. Meine Klasse kehrte zur Normalität zurück.

Etliche Tage danach nahm ich wie üblich am späten Nachmittag meine kleine Geldbörse und ging zum Marktplatz, um verlorenes Kleingeld zu suchen. Als ich mich niederbückte, um ein 20-Pfennig-Stück einzustecken, trat plötzlich ein in eine Art Soldatenstiefel gehüllter Fuß darauf. Ich erschrak, hob den Kopf und - um Himmels Willen! Es war Daniel. Was machte der hier? Ausgerechnet in dem Moment, in dem ich das Geld aufheben wollte! Daniel stand da wie ein Pflock, die Hände in die Hüften gestützt, die Zähne gebleckt, es sah furchterregend aus.

„Mai! Das Gerücht, dass du als Bettlerin unterwegs bist, ist also doch nicht falsch.“

Ich war zu überrascht, um reagieren zu können, und Daniel fuhr fort:

„Wenn ich dich „die Wilde“ nenne, dann liege ich wohl richtig.“

Er lachte hässlich, drückte den Zwanziger mit der Stiefelspitze noch tiefer in den Dreck, drehte sich weg und spuckte durch eine Zahnlücke aus. Meine Hände zitterten.

Anfang des Jahres war ein neuer Schüler in meine Klasse gekommen, Daniel. Igelschnitt, eine schwarze Kapuzenjacke, die Füße immer in hohen Stiefeln, hatte er das Aussehen einer echten „Glatze“. Daniel war ein sehr schlechter Lerner, provozierte häufig Schlägereien, auch mit Schülern höherer Klassenstufen. Was aber schlimmer war, war seine Verachtung gegenüber ausländischen Mitschülern. Einmal, im Sportunterricht, hörte ich beim Laufen plötzlich seine Stimme hinter mir:

„Hey „Wilde“, hau ab, und lass mich vorbei!“

Er drängelte an mir vorbei, stieß mich mit der Schulter an und hätte mich fast zu Fall gebracht. Ein anderes Mal verlangte Frau Wendler, wir sollten zur Vorbereitung des Biologieunterrichts eine Aufgabe kopieren. Daniel sagte zu mir:

„Kopier´ nicht so viel! Wir Deutschen haben nicht so viel Papier und Tinte für euch übrig.“

Meine Klassenkameraden hatten Daniel gesehen, wie er mit anderen aufsässigen Jugendlichen auf der Straße rauchte. Die Klassenleiterin hatte Daniel ermahnt, dass er, wenn seine Noten nicht besser würden, statt des Besuchs der 10. Klasse würde einen Beruf lernen müssen. Aber das perlte an ihm ab, wie Wasser von Entengefieder.

Auf dem Markt musste ich also die Münze unter Daniels Fuß zurücklassen und kehrte verdrossen nach Hause zurück. Das war schon deswegen bedauerlich, da man zu dieser Zeit für 20 Pfennige ein Hühnerei kaufen konnte. In der Nacht wälzte ich mich von einer Seite auf die andere und konnte nicht schlafen. Ich wurde den Gedanken nicht los, von Daniel auf frischer Tat ertappt worden zu sein. Am nächsten Morgen würde er auf alle Fälle ein großes Geschrei in der Klasse anfangen. Wie sollte ich mich wappnen?

Genau wie zu erwarten gewesen, sprang Daniel am nächsten Morgen, kaum war ich zur Tür hereingekommen, auf einen Tisch, streckte den Kopf vor und rief:

„Hey, hört mal alle das Neueste!“

Er wartete einen Moment ab, bis sich alle nach ihm umschaute, und sprach weiter:

„Wollt ihr wissen, wer die Göre ist, die auf dem Markt bettelt?“

Es war eine wirklich sensationelle Nachricht. Einige Ungeduldige drängten ihn, es endlich zu sagen. Daniel sprang herunter, bleckte seine vom Rauchen gelben Zähne, stellte sich dicht neben mich und sprach, beide Hände in den Hosentaschen, mit ironischer Stimme:

„Wer schon, wenn nicht dieses Fräulein Kröte hier? Richtig, verehrtes Fräulein?“

Die ganze Klasse johlte auf, wandte sich zu mir und wartete auf eine Antwort. Vorbereitet, lächelte ich seelenruhig.

„Glaubt ihr diesem Menschen etwa?“

Vivien und Johanna sprangen mir bei:

„Hört mal, Daniel kennen wir doch zur Genüge. Geht auf eure Plätze, die Lehrerin kommt gleich!“ Nichtsdestotrotz wisperte mir Vivien ins Ohr:

„Sag mal, Mai, was ist denn passiert?“

Ich hatte noch keine Antwort parat, da unterbrach Daniel die Unruhe:

„Wartet! Schaut mal, was ich hier habe!“

Er nahm ein Handy aus seiner Tasche und zeigte Fotos herum. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er mir die ganze vergangene Woche gefolgt war und mich fotografiert hatte, während ich das Kleingeld aufflas. Aber überzeugender als alles andere war eine Aufnahme, auf der ich neben Hans stand, einem Bettler in der Leipziger Straße.

* * *

Die Straßenbahnhaltestelle Riebeckplatz lag unmittelbar schräg vor meiner Haustür. Normalerweise fuhr ich nach Unterrichtschluss direkt mit der Bahn nach Hause. Aber wenn es warm und sonnig war, stieg ich gern am Markt aus. Von dort schlenderte ich die Leipziger Straße entlang. Es ist der attraktivste Fußgängerboulevard der Stadt. Zu beiden Straßenseiten reihen sich unzählige Geschäfte dicht an dicht. Zuerst die Buchhandlung Woehrl. Hier gab es Bücher und Geschichten in Hülle und Fülle. In die Ledersessel versunken konnte ich den ganzen Samstagmorgen nach Belieben die Geschichten lesen, die ich liebte. Gleich daneben die tatsächlich einem Italiener gehörende italienische Eisdiele „Rialto“. Du kannst dir vorstellen, wie glücklich es macht, an einem heißen Sonntag im Laufen ein kaltes Kirscheis in der Waffel zu schlecken. Auf halber Strecke befindet sich C&A. Vor den Schaufenstern sind die Kleider der Frühjahrs- und Sommermode für jede Altersstufe ausgestellt, die die Blicke der Passanten auf sich ziehen. Und wenn man bis zur Ecke mit dem Ahornbaum fast am Ende der Straße weitergeht, trifft man auf einen kleinen hölzernen Stand, direkt auf dem Fußweg. Das ist der Bratwurststand der berühmten Marke „Thüringer Würstchen“. Wer hierher kommt, ohne diese Spezialität probiert zu haben, kennt nicht die höchste Form des Genusses der traditionellen deutschen Küche.

Aber etwas ganz Besonderes und Interessantes in dieser Straße war ein Vogelnest von Turteltauben, das ich an der Kreuzung auf dem Ahornbaum entdeckt hatte. Das Vogelpaar mit weißer Halskrause turtelte den ganzen Tag miteinander herum. Täglich flog der größere Vogel aus und sammelte trockene Birkenzweige in der Umgebung auf. Der kleinere war zu Hause und schichtete mit dem Schnabel die trockenen Zweige geschickt zu einem gemütlichen Nest. An manchen Tagen stand ich an die fünfzehn Minuten dort und sah den Vögeln bei der Arbeit zu. Dabei unterhielten sie sich gurrend, das war sehr lustig anzuhören.

Allerdings war das noch nicht alles. Es gab noch einen anderen, wichtigeren Grund für mich, um oft auf dieser Straße nach Hause zu laufen. Ich erhielt von meinen Eltern Geld, um den Bettlern Almosen zu geben. Mein Vater hatte erzählt, dass es früher (also zu Zeiten der sozialistischen DDR) niemals Bettler auf der Straße gegeben hatte. Alle Menschen – auch die mit Behinderungen – hatten eine ihnen entsprechende Arbeit und eine

anständige Wohnung. Erst nach der deutschen Vereinigung zeigten sich die Bettelnden an allen Orten.

Zunächst sind da die kräftigen deutschen Jugendlichen zu nennen. Sie versammelten sich zu zwei, drei Leuten, junge Männer und Frauen, und breiteten sich vor den Geschäften auf der Straße aus. Manchmal hatten sie sogar riesige, furchtbar gefährlich aussehende Hunde dabei. Ihre Haare waren grün und rot gefärbt, die Ohren und Nasen mit Ringen durchbohrt. Schmuddelige Lederjacken, mit einem Gewirr von Nägeln und Knöpfen gespickt, mit klimpernden Ketten oben und unten behängt. Es kam vor, dass einer von ihnen meinem Vater hinterherlief:

„Entschuldigung! Haben Sie etwas Kleingeld dabei? Geben Sie mir bitte etwas!“

Selbst wenn er Geld in der Tasche hatte, gab mein Vater diesen Leuten niemals etwas.

Manchmal aber traf ich den alten Mann mit grauem Bart. Er war etwa 70 Jahre alt, mager, trug eine rund eingefasste Brille und saß meist linkerhand des Rathauses. Den Geigenkasten hatte er aufgeklappt vor sich stehen, an Stelle einer Sammelbox. Darin stand ein Papierschild: „*Ich bitte Sie um eine kleine Spende. Meine Tochter liegt im Krankenhaus.*“ Die alte Geige hatte er immer in der Hand, aber noch nie hatte ich ihre seufzenden Laute gehört. Am Wochenende oder zu den Sommerfestivals versammelten sich gewöhnlich die Straßenkünstler in dieser Straße. Sie kamen aus Peru oder Kolumbien oder so, machten Musik und baten um Geld. In mit bunten Federn geschmückten Gewändern sahen sie aus wie Indigene. Flötenmusik und Piccolozwitscher ertönten und verebbten und gaben uns das Gefühl, gerade auf einem der Flussläufe des Amazonas auf den Wellen zu schaukeln. Zuweilen traten sogar Gesangsgruppen von fünf Personen auf. Sie trugen die Kleidung der Don-Kosaken und Mützen mit rotem Stern wie Pavel Kortschagin. Die herzerreißenden Töne ihrer Ziehharmonika mischten sich mit den starken Männerstimmen und versetzten die Zuhörer in eine zugleich melancholische und erhabene Stimmung. Mein Vater sagte: „Sie singen zu Ehren der Helden, die gekämpft haben und gefallen sind, um die Früchte der Oktoberrevolution zu verteidigen.“ Mein Vater gehört zu denen, die Sowjet-Russland noch immer bewundern. Von diesen Liedern kennt er nach wie vor einige Strophen auswendig:

*„ ... Über die Ketten des Ural
Unzählige Reiter überqueren das Grasland.
Sie fliegen schneller dahin als ein Vogelschwarm.
General Tschapa stürmt allen voran.
In der Faust das goldene Schwert.
Von den Hymnen hallen die Berge wider.“*

Aber am zahlreichsten und für mich am erstaunlichsten waren die Menschen vom Unterlauf der Donau, dem allbekanntesten klar-grünen und poetischen Fluss in Europa. Seit Generationen war die Donau Inspiration für literarische Meisterwerke und Dichtungen und begeisterte die Menschen. Wie schade! Heute spült sie zerfetzte Segel und elendige, jämmerliche Schicksale heran. Das sind Männer und Frauen, oft noch älter als meine Eltern. Sie betrachten die Vorübergehenden mit müden Augen, gepaart mit flehentlichen Bitten. Damit nicht genug. Die Art und Weise, wie sie betteln, ist erschütternd: ein Stück Pappe, doppelt geknickt, wird auf den Boden gelegt. Sie beten, beide Knie auf diesem Stück

Pappe, die Hände vor dem Gesicht gefaltet. Auf diese Weise bringen sie stundenlang kniend zu, um ein paar Groschen zu erbetteln. Wenn die Nacht anbricht, ziehen sie sich zum Schlafen in den Raum der Commerzbank-Geldautomaten zurück. Üblicherweise schenkt ihnen kaum jemand der jungen Leute oder der dicken, gut gekleideten Frauen und Männer Beachtung. Almosengeber für diese armen Kreaturen sind vor allem alte Leute im Ruhestand. An schneidend kalten Tagen wickeln sich die bettelnden Frauen eng in Tücher ein, so dass nur die weit geöffneten, glitzernden Augen zu sehen sind. An solchen Tagen trug ich sämtliches Geld, das mir meine Mutter für Naschereien gegeben hatte, zu den knienden Frauen und schenkte es ihnen.

Eines Tages erschien am Ende der Leipziger Straße gleich an der Eingangstür von Deichmann ein deutscher Bettler. Er war hochgewachsen, dünn, mit zerzaustem Haar und wirrem Bart, ein Bein mit blendendweißer Binde umwickelt. Bedeutungsvoll auf einem leinenen Klappstuhl sitzend gab er sich mit der „Mitteldeutschen Zeitung“ in der Hand immer ein sehr interessiertes Aussehen. Vor ihm, direkt neben der Spendenbox mit Geld lag ein Stück Pappe mit altertümlicher schöner Schrift beschrieben:

*„Wenn Sie mir nicht die Freude eines Groschens schenken können,
so lassen Sie doch ein Lächeln zu Ehren des Lebens erblühen!“*

Beim Lesen dieser Zeilen musste jeder der Vorübergehenden leise lächeln. Einige blieben sogar stehen und begannen ein Gespräch mit dem Mann. Erst einige Tage später erklärte mir mein Vater: Der Bettler war Onkel Hans, ein sehr guter Freund meines Vaters.

Vor über 20 Jahren hatte mein Vater die Armee verlassen und war gemeinsam mit anderen zur Arbeitsaufnahme in die Deutsche Demokratische Republik gegangen. Er war in unsere Stadt gekommen und arbeitete in einer Montierwerkstatt der Wartburg-Werke. Als der Meister meinen Vater zur Einweisung zum Arbeitsplatz von Onkel Hans führte, glaubte der irrtümlich, mein Vater sei Chinese. Er bäugte ihn von Kopf bis Fuß und machte keinen Hehl daraus, dass er dem kleinen Kerl, der kaum größer als ein Weizenkorn war, nicht sonderlich viel zutraute. Aber das Montageteam für die Rückleuchten bestand nur aus zwei Personen. Von morgens bis abends arbeiteten nur diese beiden Personen zusammen, weshalb mein Vater und Onkel Hans sich schnell anfreundeten. Wenn irgendwelches Material zu transportieren war, übernahm Onkel Hans den schwereren Teil und überließ meinem Vater den leichteren. Wenn es ans Mittagessen ging, organisierte er meinem Vater eine Flasche Milch (die Milch wurde in den Werkstätten in beschränktem Maße kostenlos ausgegeben; aber wenn man nicht schnell genug war, kam man zu spät) und beriet ihn bei der Speisenauswahl. Er sagte: „Ihr habt im Krieg genug gelitten, jetzt sollte es euch besser gehen, wenn ihr hier seid.“ In den Pausen aber fragte er meinen Vater oft über den Kampf gegen die Amerikaner aus und erzählte dann selbst aus alten Zeiten, als er noch Mitglied im Jugendverband der „Thälmann-Pioniere“ war. An den Wochenenden hatte er oft zusammen mit Freunden in der Pioniergruppe „kleine Projekte“ organisiert. Von dem verdienten Geld hatten sie Geschenke gekauft, die sie den Kindern in Vietnam schickten. In dieser Zeit war auch mein Vater mit einem roten Halstuch ausgezeichnet worden, das die Freunde aus dem fernen Ostdeutschland ihm geschickt hatten. Dieses dünne Halstuch, das so leicht war wie Watte, hat mein Vater bis heute aufbewahrt.

Ende 1990, als sich Deutschland wiedervereinigte, wurden die meisten Fabriken geschlossen. Täglich standen die Arbeitslosen in langen Schlangen vor dem Arbeitsamt. Damals wurde der Wohnblock, in dem die Arbeiter wohnten, von einem Westdeutschen gekauft. Dieser verlängerte keinen Mietvertrag und warf alle Mieter hinaus. In dieser Zeit war es für Ausländer extrem schwer, eine Arbeit zu finden oder eine Wohnung anzumieten. Auf Grund dieser Situation ließ Onkel Hans meinen Vater und zwei weitere vietnamesische Kollegen mit in seiner Zweizimmerwohnung wohnen. Genau das wurde ihm zum Verhängnis. Die Sache war die, dass „die Glatzen“, nachdem sie herausgefunden hatten, dass Vietnamesen im Haus ein und aus gingen, Onkel Hans auf der Straße abfingen und ihn aufforderten, die Mitbewohner auf die Straße zu setzen. Er tat das nicht, weshalb sie eines Samstagsabends unvermittelt die Tür aufbrachen und die Wohnung stürmten. Sie schlugen brutal auf jeden ein. Hans wurde von Ihnen mit einem Baseballschläger attackiert. Er verlor einen Schneidezahn.

Onkel Hans hatte keine Angst. Er unternahm alle Anstrengungen und ging mit meinem Vater und den anderen an alle Enden der Stadt, um ihnen eine Arbeit zu suchen. Eben deshalb fand mein Vater allmählich zu einem geordneten Leben zurück. ... Etliche Zeit später teilte Onkel Hans meinem Vater eines Tages traurig mit:

„Ich trete in die französische Fremdenlegion ein.“

Es war die Zeit des Golfkrieges. Frankreich hatte die UNO-Truppen mit zwei Bataillonen zu unterstützen. Daher wurde überall über die Rekrutierung von Söldnern informiert. Es wurden hohe Soldzahlungen versprochen. Mein Vater war ein paar Jahre älter als Onkel Hans, außerdem hatte er in der Armee gedient und hatte etliche Jahre Kriegserfahrung im Kampf gegen die Amerikaner. Daher riet er seinem Freund:

„Unsere Armee hat für das Vaterland gekämpft, für das Volk. Wir haben für unsere Ideale gekämpft, deshalb waren wir auch bereit, unser Leben zu opfern. Und du? Für wen willst du kämpfen? Für welche Idee?“

Da Onkel Hans stumm blieb, drang mein Vater in ihn, er solle nicht übermütig sein, in einen so unsinnigen Krieg zu ziehen. Nach einem Moment der Stille antwortete Onkel Hans:

„Ich weiß, dass der Krieg kein Spaß ist, aber ich möchte raus aus Deutschland, raus aus dieser Atmosphäre, die mich erstickt. Und ich brauche Geld.“

Mein Vater erwiderte: „So einfach funktioniert das. Arbeitsame, friedliche, gutmütige Menschen geraten in Schwierigkeiten, werden Fremdenlegionäre und ziehen in die Schlacht. In irgendeinem Winkel am Ende der Welt packt sie die Rachsucht, und sie verfallen in einen Taumel von Raub und Mord. Ich muss nicht weit ausholen, allein in Vietnam haben die Fremdenlegionäre Frankreichs und der USA zweimal ihre tödlichen Spuren hinterlassen. Seit der Zeit meines Großvaters mussten wir immer wieder aufstehen und uns mit dem Gewehr in der Hand gegen sie zur Wehr setzen. Aus armen sozialen Schichten stammend sind diese Soldaten eigentlich auch nur unwissende, Mitleid erregende Opfer kriegerischer und aggressiver Politik.“

In jener Nacht tranken die beiden bis zum Morgengrauen Goldbrand.

Onkel Hans ließ sich tatsächlich rekrutieren. An einem Sonntagmorgen hängte er sich die olivfarbene Soldatenkluft über, setzte die rote, mit Emblem versehene Baskenmütze auf und besuchte meinen Vater. Zum Abschied umarmten sich die beiden Männer weinend. Von da an sah mein Vater Onkel Hans nicht wieder.

Erst zwanzig Jahre später trafen die beiden ganz unerwartet aufeinander. Mein Vater erzählte, er hätte nicht erwartet, dass es nach einer so langen Zeit ein so erschütterndes Wiedersehen geben würde. Als er auf dem Weg nach Hause bei Deichmann vorbeikam, hörte mein Vater plötzlich die Stimme eines Deutschen, der ihn beim Namen rief:

„Phiên! Du lebst noch? Ich bins, Hans!“

Als er sich umdrehte, konnte mein Vater zunächst den hageren Bettler mit dem zerzausten Haar und dem struppigen Bart, der das ganze Gesicht verdeckte, gar nicht erkennen. Aber es war Hans Thiede, der deutsche Freund, der beste Freund, den er auf diesem Fleckchen Erde gehabt hatte! Onkel Hans richtete sich mühsam an seinen Krücken auf. Dabei warf er seine Sammelbox um, so dass die Münzen durcheinander kullerten ...

Am Abend, bei einem Glas Bordeaux, sinnierte mein Vater im Gespräch mit meiner Mutter: „Im Leben hat jeder Mensch sein eigenes Schicksal. Dieses Schicksal liegt zum Teil in seiner Hand; der andere Teil ist abhängig von den gesellschaftlichen Umständen; manchmal gehört noch etwas Glück dazu ... Das Schicksal von Hans ist hart und unbittlich“. Ich verstand nicht, warum das so war, aber nachdem mein Vater die alten Geschichten erzählt hatte, war ich sehr traurig. Onkel Hans tat mir so leid! Ich beschloss, mein Sparschwein zu schlachten, um ihm das Geld zu geben. Natürlich nur nach und nach, denn mein Vater hatte gesagt: „Ich fürchte, dass er alle Einkünfte für Bier und Schnaps verbrät“. Als das Gesparte alle war, stiebitzte ich heimlich Kleingeld aus der Haushaltskasse meiner Eltern. Meine Eltern betrieben ein Restaurant, und ich vermutete, dass mein Vater dieses Kleingeld nicht im Blick hatte. Nach ein paar Tagen rief mein Vater mich zu sich, um mit mir zu sprechen:

„Mai, du weißt, dass Onkel Hans ein Freund von mir ist. Er ist im Moment in Schwierigkeiten, und wir müssen ihm helfen. Ich weiß, dass du heimlich mein Geld gestohlen und es Onkel Hans gegeben hast. Stehlen ist hässlich. Du hast es aber für eine gute Sache genommen, deshalb werde ich dich nicht bestrafen. Jedoch musst du deinen Fehler wieder gut machen. Mutter und ich werden Onkel Hans auf unsere Weise unterstützen. Du aber kannst ihm folgendermaßen helfen: Du sammelst auf dem Markt die Münzen auf, die andere verloren haben, und gibst sie ihm. Was hältst du davon?“

Nun war es so, dass vor dem Restaurant meiner Eltern ein Wochenmarkt abgehalten wurde. Dort hatte der dicke Erwin einen Imbiss. In steter Regelmäßigkeit führte Erwin seinen Sohn Philipp nach Marktschluss nach draußen, um die vor den Ständen heruntergefallenen Münzen aufzulesen. Das waren die Münzen der Kunden. Wenn diese ihre Geldbörsen herausholten, fielen ihnen oft unbemerkt einzelne Münzen auf den Boden, der voller Sand und Kieselsteine war. An dämmerigen Tagen waren es manchmal sogar Zwei-Mark-Münzen, die sie aufgaben, wenn Sie sie nicht wiederfanden. Unlängst war Erwin in eine andere Stadt umgezogen und hatte diesen „Beruf“ an meinen Vater weitergereicht mit einem vertraulichen Schulterklopfen:

„Es ist nur kleines Geld, aber „Kleinvieh macht auch Mist“, und es kommt einiges zusammen. Außerdem ist es der zu Geld geronnene Schweiß aus den Mühen der Arbeit, den sollte man nicht verachten.

Von da an übernahm ich die Aufgabe des Münzenaufsammelns. Diese Arbeit verlangte von mir eine ungewöhnliche Charakterstärke.

* * *

Die Fotos, die Daniel gemacht hatte, waren unwiderlegbare Beweismittel, die sich mit meiner absonderlichen Tätigkeit nicht erklären ließen. Ich hatte keine andere Wahl, als mich in Schweigen zu hüllen. Aber Daniel legte es eindeutig darauf an, mich als Bettlerin zu diffamieren. Verlorene Münzen einzusammeln bedeutet nicht zu betteln. Neben einem Bettler zu stehen heißt nicht, um Almosen zu bitten. Und genau genommen ist das aus der Not geborene Betteln ein um tausende Male saubereres Geschäft als Stehlen und Rauben.

Zur Mittagspause stand ich gerade in der Schlange an, als Daniel kam. Er ließ betont laut seine Stimme vernehmen:

„Du hast dich im Platz geirrt, Mai! Zum Betteln muss man da hinten stehen!“ Dabei wies er mit der Hand ans Ende der Schlange. „Das hier ist mein Platz!“

Ohne meine Reaktion abzuwarten drängelte er sich vor mir in die Reihe der Wartenden. Aus Angst vor ihm musste ich die Reihe verlassen und mich hinten anstellen. Wie sehr Vivien und Johanna auch an mir zogen, ich ging nicht wieder nach vorn. Meine Freunde konnten das unverschämte Verhalten von Daniel nicht ertragen und stritten mit ihm. Er erwiderte hochmütig:

„Am besten, ihr sammelt Geld und kauft Mai ein one-way-Ticket nach Vietnam!“

So gedemütigt begann ich zu weinen und verzichtete an diesem Tag auf das Mittagessen. Nicht das, was ich getan hatte, war der Grund für mein Weinen, sondern meine Wut auf Daniel. Er zeigte allzu deutlich seine Verachtung gegen alle Ausländer. Dieses Denken gab es nur bei den Glatzen. Die anderen umringten und trösteten mich. Ein Mädchen sagte, sie werde der Lehrerin berichten, was vorgefallen ist. Und dennoch bestürmten sie mich ungläubig:

„Sag uns doch, was es mit dieser Geschichte auf sich hat.“

Ich erwog schon, ihnen die Wahrheit zu sagen. Aber als ich an Onkel Hans dachte, ließ ich es doch bleiben. Ich wollte ihn nicht verletzen.

Nachdem ich zu Hause von den Ereignissen in der Schule erzählt hatte, nahm sich mein Vater einen Vormittag Zeit, um mit Onkel Hans zu sprechen. Auf diese Weise erfuhr ich noch mehr über die Umstände, in denen Hans in der letzten Zeit gelebt hatte:

Nach dem kurzen Krieg im Golf war er mit vierzigtausend D-Mark in der Tasche nach Deutschland zurückgekehrt, einem Betrag, von dem viele Leute zu dieser Zeit nur träumen konnten. Hans lebte in einem anderen Bundesland. Erst viel später entschloss er sich zu heiraten. Als das Leben gerade recht angenehm war, wurde die kleine Familie von einer Katastrophe heimgesucht. Die Frau von Onkel Hans erlitt einen Verkehrsunfall und

verstarb unmittelbar darauf in der Klinik. Zu diesem Zeitpunkt war ihr gemeinsames Kind gerade erst sechs Jahre alt. Aber damit nicht genug, wurde Onkel Hans wenig später arbeitslos. All diese Unglücksfälle kamen für ihn zu schnell. Die Trauer um seine Frau, das Mitleid mit dem Kind, es war ein schwerer Schock für ihn. Die Verzweiflung ließ ihn Zuflucht zu Bier und Schnaps nehmen, und irgendwann wurde er zum abhängigen Trinker. Seine Trunksucht ging so weit, dass das Jugendamt beim Gericht eine Entscheidung erwirkte, die ihm das Erziehungsrecht für sein Kind entzog. Das Kind kam in ein Waisenheim, weit weg, am Rande des Gebirges von Wildberg. Später reihte sich der nichtsnutzige Vater in das Heer der Obdachlosen ein. Sie zogen von Stadt zu Stadt, den Unbilden des Wetters ausgesetzt. An manchen Tagen trieb der Hunger sie dazu, Essensreste in den Mülltonnen zu suchen. Viele seiner Leidensgenossen fielen ohne ausreichend Kleidung oder Decken auf ihrer endlosen, ziellosen Reise der Eiseskälte der Winternächte zum Opfer. Hans zog im Rausch immer weiter bis zu jenem Nachmittag, an dem er fiebernd auf einer Holzbank in einem Dresdener Park schlief. Dort wurde er von drei Jugendlichen der Organisation „*Heimattreue Jugend*“ misshandelt. Er erlitt eine Schädelfraktur und einen Beinbruch.

Nach der Entlassung aus der Klinik trank er nicht mehr. Das erste Mal nach Jahren fühlte er sich nüchtern. Er dachte verschwommen an seine Heimat und erinnerte sich: Er hatte doch ein Kind, oder? Schließlich kam er hierher, um nach den Spuren seiner Vergangenheit zu suchen.

So ein Mensch war Onkel Hans. Früher Mitglied der Thälmann-Pioniere mit einem Herzen für die kleinen Freunde in Vietnam. Später ein guter Freund, der den vietnamesischen Vertragsarbeitern in schwierigen Situationen im fremden Land half. Und nun ein bedauernswertes Opfer seiner selbst und der Gesellschaft. Was sollte ich den Freunden erzählen, ohne Hans in seinem harten Los noch mehr zu verletzen? Außerdem war an dem, was ich getan hatte, nichts Mitteilenswertes, dessentwegen ich ihnen die traurige Realität hätte auftragen müssen. Auf Grund dieser Gedanken entschied ich mich, die Sache für mich zu behalten und nicht mit den Klassenkameraden darüber zu sprechen.

* * *

So einfach war das alles.

Und ich hätte keine Veranlassung gehabt, irgendwem noch etwas über die Geschichte mit Onkel Hans zu erzählen, wenn nicht etwas Unerwartetes passiert wäre: Onkel Hans brach zusammen. Auf Grund von sich verschlimmernden Krankheiten, an denen er schon lange litt, war er geschwächt. Zur Mittagszeit jenes Tages bemerkten Passanten, dass er Schweißausbrüche bekam, seine Gliedmaßen zu zittern begannen und er schließlich zusammensackte. Die Schnelle Medizinische Hilfe brachte ihn in die Klinik in Kröllwitz. Erst einige Tage nach dem Vorfall erfuhr meine Familie davon. Am darauffolgenden Sonntagmorgen besuchten wir ihn. Die Klinik war ein U-förmig gebautes, vierstöckiges, unendlich weitläufiges Gebäude. Im Warteraum und auf den Fluren sah ich nur medizinisches Personal in weißen Kitteln. Sie eilten hin und her, von Patienten war keine Spur zu sehen. Eine freundliche Schwester zeigte uns das Krankenzimmer Nummer 202. Sie sagte:

„Seit Freitag ist auch der Sohn von Herrn Tiede zu Besuch.“

Als wir die Tür öffneten, erschrak ich und traute meinen Augen nicht: Der Junge, der Onkel Hans ein Glas Wasser brachte, war niemand anders als ausgerechnet Daniel. Ich war sprachlos und konnte es nicht fassen. Ich stand wie angewurzelt an der Tür.

Während mein Vater und Onkel Hans sich die Hände schüttelten und gegenseitig ausfragten, kam Daniel zögernd auf mich zu, senkte die Augen und sprach mit belegter Stimme:

„Mai, ich entschuldige mich aufrichtig bei dir für das, was passiert ist. Mein Vater hat mir alles über dich erzählt ... Du bist großartig. Ich danke dir!“

Ich stand verwirrt und ohne ein Wort zu sagen. Ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte, da fuhr Daniel schon fort:

„Ich bin ein schlechter Mensch, nicht wahr? Aber ... ich hoffe, du verstehst das. Von klein auf habe ich ohne meine Eltern aufwachsen müssen. Für mich gab es kein Leben in einer Familie, deshalb musste ich es mir auf der Straße suchen.“

Am Ende war alles gut. Ich tat einen tiefen Atemzug und ging mit Daniel zum Krankenbett. Onkel Hans hatte sich bereits erholt und berichtete meinem Vater, dass seine Bewährungszeit abgelaufen sei und das Jugendamt sein Einverständnis gegeben habe, Daniel wieder bei seinem Vater wohnen zu lassen. Sie würden eine Wohnung haben und die normale Sozialhilfe von der Stadt beziehen. Ich war wirklich froh, dass alles einen so positiven Verlauf genommen hatte. Bevor wir nach Hause gingen, schenkte mir Onkel Hans einen Teddybären und nannte mich, wie schon so oft, zärtlich „kleines Täubchen“. Daniel brachte meinen Vater und mich bis zur Klinikpforte. Als wir uns zum Abschied die Hände reichten, lächelte er verschämt und sah ausgesprochen gutmütig aus. Ich wusste, dass dieser Daniel nicht mehr der von gestern war... *Die Jahre ziehen dahin und verwandeln den Lebensraum des Menschen. Die Lebensumstände können uns verändern. Aber unsere Verantwortung für die Menschen in diesem Land wird nicht vergehen. Sie ist da und wird für immer bleiben ...*

Es war spätes Frühjahr geworden. Es bliesen immer noch kalte Winde. Aber auf unserem Weg breiteten sich leuchtend rote Sonnenstrahlen aus. Narzissenhaine erstrahlten noch in purem Gelb und prahlten mit ihrer Farbe zu beiden Seiten der Straße. Über uns der hohe, tiefblaue Himmel, die Tauben flatterten in Scharen auf und ab und verloren sich langsam in den unendlichen Weiten.

Halle/Saale, im Sommer des Jahres des Drachen, 2012

© Công Tiến Nguyễn

